

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

der Gefahr eines Bühnenstreichs aussetzen, der seine Wirkung zum Theil verfehlen konnte. Eine Wolke hätte die kleine Feierlichkeit verbüßern können, zu welcher das Vaterherz mit eben so viel Liebe als mit heldenmüthiger Selbstverleugnung ein Programm arrangiert hatte.

Mit Tapferkeit bewaffnet — vielleicht weil er in dunkler Nacht das Gesicht seiner Frau nicht sehen konnte — schritt Boudier unmittelbar zur Sache. Ohne etwas von seinen gewohnheitsmäßigen Unterschlagnungen anzudeuten, gestand er geradehin seinen ausnahmsweisen Abzug — welche eine hübsche Verhüllung! — von fünfzig Franken, zur Verwendung für den seidenen Rock ihres lieben Kindes. Beim letzten Wort dieses Geständnisses glaubte er eine Bewegung seiner Frau wahrzunehmen, und unwillkürlich steckte er die Nase wieder unter die Betttücher. Er täuschte sich: keine Bewegung, kein Sterbenswörtchen. . . Dieses Stillschweigen beunruhigte ihn; denn er vermochte nicht, es zu seinen Gunsten auszuliegen. . . Er setzte deshalb sein Geplauder fort, indem er seiner Stimme die lebenswürdigsten Biegungen zu geben suchte.

Als er mit rührender Offenherzigkeit erzählt hatte, was er für Kämpfe mit seiner Leidenschaft hatte bestehen müssen, um dem seiner Tochter einmal gegebenen Wort treu zu bleiben, da spürte er, wie ein bewegter Kuß auf seine Stirne gedrückt wurde. Das war die Freisprechung. . .

Eine Viertelstunde später liefen beide zum Bette ihrer Jeannette.

Des Vaters Compliment war nicht lange: „Siehe da, sprich er zu seiner Tochter, ohne ihr Zeit zum Aufwachen zu lassen, da nimm dieses Geld: es ist der Betrag des Kaufpreises für einen gewissen Rock, wovon die Rede gewesen vor vierzehn Tagen. Weißt du's noch? Ich habe das Zeug dazu nicht selbst kaufen wollen: du kannst die Wahl besser treffen als ich. Wenn du, bei Entgegennahme dieses Beweises meiner Liebe, den zehnten Theil vom Glücke empfindest, das ich beim Anbieten desselben im Herzen verspüre, so brauchst du mir nicht zu sagen, liebes Kind, daß du glücklich bist; davon bin ich überzeugt.“

Darauf umarmte Boudier seine Tochter,

die heiße Thränen vergoß. Frau Boudier zitterte vor Rührung.

Welch' eine Glückseligkeit an jenem Tage in der bescheidenen Wohnung des kleinen Beamten Boudier! — Das alles für fünfzig Franken!

VII.

Indem Boudier, einige Stunden nach dem Morgenereigniß, vor dem besudelten Schaufenster seines Buchhändlers vorübertritt, warf er einen Blick auf „sein“ Buch. Dort stand es, allen scharfsichtigen Augen zum Trost und mit heiterm Gesichte ausruhend, während es von dem künstlichen Nebel, welcher dasselbe eifersüchtig umgab, nur mehr Ruhe zu entlehnen schien.

Allein da er sich allein auf seinem Bureau befand, begann der Beamte seine Sitzung am Arbeitstisch damit, daß er in Gedanken aller Welt erzählte, wie er in jenem Augenblicke der glücklichste Mensch auf Erden war.

Plötzlich erschien sein Diener:

— Der Herr Direktor wünscht den Herrn zu sprechen.

Boudier stieg sofort von seiner Dachstube in das erste Stockwerk herunter, wo der große Chef thronte.

Der gute Boudier, wie man von einem Ende des Ministeriums bis zum andern ihn nannte, stand auf einem äußerst freundschaftlichen Fuß mit seinem Direktor, einem übrigens lebenswürdigen Manne, dessen Geist und Herz so großmüthig waren, als der Einfluß einer langen bureaukratischen Trockenheit dieß zuließ. Beide hatten zusammen ihr Amt begonnen und waren seither — in respektvoller Entfernung — Kameraden geblieben.

— Mein lieber Boudier, frug ihn sein leutseliger Vorgesetzter, als ich Ihnen vor etwa vierzehn Tagen eine bescheidene Gratifikation herzahlte, wissen Sie noch welche Summe Sie aus meinem Cabinet mitfortgenommen haben?

— Jawohl: derartige Glücksfälle bleiben mir im Gedächtnisse: Sie haben die Güte gehabt, mir zweihundert Franken auszahlend.

— Ja, so viel ist es, und ich habe keine Veranlassung mehr, wegen des Vorhandenseins dieser Zahl Nachfrage zu halten. . . Seit vierzehn Tagen schulde ich, mein lieber Freund, Ihnen diesen Fünfzigfrankenschein, der sich in

meinen Papieren verirrt hatte . . . Nehmen Sie ihn denn, er gehört wohl Ihnen.

Boudier streckte seine Hand zögernd darnach aus. War das ein Traum? All' sein Blut hatte sich im Herzen angestaut, er war bleich.

Er verabschiedete sich von seinem Direktor ohne ein Wort hervorzubringen. Stumpfsinnig betrachtete er das Papierstück, welches er wirklich in seinen Händen hielt.

— Das ist ja mein Buch, was! so löste sich auf einmal seine Zunge wieder.

Er war bloßen Hauptes. Wird er Zeit verlieren, um die fünf Treppen emporzuklettern und seinen Hut zu holen? Nein: da tritt ihm ein Colleague in die Quere, er nimmt ihm seine Kopfbedeckung und — Reißaus.

Vom Ministerium bis zur Bütte des Juden waren es fünf Minuten. Als er das Ziel erreicht hatte, war es ihm, als hätte er die Reise um die Welt gemacht.

Endlich ist er angelangt. Noch zwei Schritte, und sein Blick, rasch das schützende Fenster durchbohrend, wird dem Jacques Le Saige zurufen: „Jetzt endlich bist du mein!“

Nein, es ist kein Traum: hier ist die Banknote und hier . . .

„Ach! Himmel! wer erkennt den nun urplötzlich verwirrten und sich unsinnig geberdenden Menschen wieder? . . . Seine Stirne heftet sich an das schmutzige Schaufenster und drückt es beinahe ein. Wahrlich, er hat den Verstand verloren! Seinen zuckenden Lippen entfahren Schreie, hastig, unzusammenhängend; seine Stimme ist rau, wie diejenige eines vom Alpe gedrückten Schlafenden: „Wo ist es? . . . Wo ist es? . . . Sonst versteht man nichts . . .“

„Ach! die Stelle ist leer! . . . das Buch ist verschwunden! . . .“

Als der erste Schrecken vorüber war, faßte Boudier wieder Hoffnung. Er wähte, als sei er in seine eigene Falle gerathen, als sei das Buch vielleicht von seiner Stelle gerückt worden; das Fenster sei wahrhaft zu schmutzig, um deutlich durchblicken zu können. In einer Minute ließ sein Taschentuch allen Roth verschwinden, den sein erfinderischer Geist mit vierzehntägiger Geduld angehäuft hatte.

Doch — nichts, nichts war mehr dort! die Verzweiflung erfaßte ihm aufs neue das Herz.

Vielleicht hat der Händler dem so hoch angeschlagenen Buche eine bessere Stelle angewiesen? . . . Vielleicht verwahrt er's sorgfältig in einem besondern Fach? . . . Das war denn ein letzter Hoffnungsstimmer.

Boudier mußte eintreten. Er öffnete entschlossen die Ladenthüre.

Diesmal kam ein zwölfjähriger Junge auf ihn zugegangen. Das Lebergesicht des Juden tauchte unverweilt im dunkeln Hinterkammerchen auf.

— Junge, frug Boudier, weißt du, an welchem Plage der Band ist, welcher dort stand, vor einer Weile?

Dabei wies er mit der Hand auf die leere Stelle im Schaufenster.

Indem der Knabe umkehrte, um Auskunft bei seinem Lehrmeister zu holen, schrie dieser, da er die Frage vernommen:

— „Verkauft!“

Das schlug Boudier zu Boden. Er wollte sich die Antwort dennoch wiederholen lassen:

— Ich wollte fragen, versetzte er mit lauter Stimme, wo das Buch ist, welches . . .

— Verkauft! unterbrach ihn der Trödler ungeduldig.

— Verkauft! fuhr der Lehrling im Wiederhall fort.

— Verkauft, murmelte Boudier maschinenmäßig. Und er trat aus.

VIII.

Als Boudier abends nach Hause kam, war er übler Laune, was er nicht verbergen konnte. Man nahm es leicht wahr und wollte durchaus wissen, wo seine Verbrießlichkeit eigentlich herkäme.

— Na! so will ich es Euch denn sagen, und dann wollen wir weiter davon nicht mehr sprechen. Stellt euch vor, meine Theuersten, jenes Buch . . . Wißt Ihr? . . .

— Ja, und dann?

— Es ist verkauft.

— So! Das ist sonderbar, machten zugleich Mutter und Tochter.

Dies war alles. Boudier zog sich in sein Cabinet zurück und ließ sich nachdenkend in einen Lehnstuhl nieder. Seine Frau und Jeanette plauderten mitunter fort, lachten ohne Erbarmen. . .

Als auf dem Wege nach der Zeichenschule Vater und Tochter das nächste Mal wieder am Kramladen des Büchertrödlers vorüberkamen, schauten sie sich gegenseitig an und wechselten ein melancholisches Lächeln aus.

— Es ist nicht mehr dort, sprach Boudier.

— Na! seien Sie darob nicht so sehr betrübt, wer weiß, ob . . .

— Ob ich nicht ein zweites Exemplar irgendwo finde? . . . Da sagst du eine Dummheit, Kind . . . Doch reden wir von andern Dingen . . . von dem Rock z. B. . . Hast du ihn gekauft?

Bei dieser einfachen Frage, erröthete Jeannette und stotterte:

— Noch nicht . . . Mama . . . Die Näherin . . .

Boudier sah die Verwirrung seiner Tochter. Er schüttelte den Kopf mit gefühlvollem Gesicht.

— Soll ich's errathen? seufzte er . . .

— Was denn? versetzte Jeannette lebhaft.

— Nicht war, du sprichst deswegen nicht gerne von deinem Kleide, weil du meinst, es thue mir leid, daß ich dazu das Geld verwendet habe, was mir zum Ankauf des Buches hätte dienen können? . . .

— Wir sind angekommen; geben Sie mir einen Kuß; auf heute Abend!

Und das muntere Mädchen verschwand . . .

Kurze Zeit darauf zerbrach ein neuer Zwischenfall, immer aus Anlaß des absonderlichen Rockes, dem Boudier den Kopf.

Er kam etwas früher nach Hause als gewöhnlich und, um mit kindlicher Freude seine Leute zu überraschen, drehte er den Schlüssel ganz leise im Schloß um. Seine Frau bereitete in der Küche das Diner. Jeannette, unter der Lampe des Speisezimmers sitzend, war in eine Stickereiarbeit, dessen Bestimmung schwer hätte errathen werden können, tief versunken.

— Die schönen Pantoffels! schrie Boudier, und lachte wie ein loser Bube.

— Oh! der Boshafte! er hat mir Angst gemacht, schrie Jeannette aufspringend.

— Man sieht, daß der Silvesterabend heranrückt . . .

— Mensch, sprach die herbeilebende Frau Boudier, du bist ein Naseweiser . . . Glücklicherweise aber hast du überzwerch gesehen, du weißt also nichts.

— Was! keine Pantoffels das? . . .

— Wenn du's gerne glaubst, meinnetwegen. Am 30. wirst du gestehen daß du blind gewesen bist. . . .

— Das schöne Datum! erwiderte Boudier, und küßte Frau und Kind . . . Ich will hoffen, daß Ihr jenen Tag wählet, um Jeannettes Rock zum Geschenk fertig zu haben! . . .

Frau Boudier stellte sich, als brenne etwas in der Küche an und entfernte sich rasch; Jeannette lief auf ihr Zimmer, um die Wolle zu holen, welche sie eben in Händen hatte.

Und Boudier, überrascht und einsam, sann über das Geheimniß des Rockes nach.

IX.

30. Dezember, 6 Uhr morgens. Frau Boudier hat sich sanft aus dem Bett gleiten lassen, ganz leise, um ihren Mann nicht zu wecken. Sie glaubte wenigstens, daß es ihr gelungen war. Allein Silvester Boudier hatte schon lange die Augen halb offen, ohne jedoch vollständig wach zu sein. Er lag da im Schlummer und kostete dessen so angenehme Träumereien. In diesem schlafüchtigen Zustande zog sein so stillglückliches Leben unter seinen halbgeschlossenen Augenlidern vorüber: das ruhige Alltagsleben, die friedlichen Gewohnheiten, die kostigen Hausfreunden, die gemüthlichen Zerstreungen, alles gerade so bewegt wie ein Pendel mit den regelmäßigsten Schwingungen; das genügsame Dasein mit so wenig leiblichen Bedürfnissen, aber mit so großem seelischen Gesichtskreise, in dem Herz und Geist sich zwischen diesen vier Kardinalpunkten hin- und herbewegten: Ergebenheit eines Weibes, innige Zuneigung einer Tochter, gesunde Bücherliebhaberei, Gefühl der Amtspflicht. . .

Ein Lärm oder vielmehr eine Musik aus der Küche drang in sein Ohr: seine Frau machte die Kaffeemühle tanzen. Wie alle geistreichen Leute, hatte er eine wahre Leidenschaft zum Kaffee; seine Nasenlöcher erweiterten sich, um die Ausströmungen des wohlriechenden Pulvers reichlich aufzunehmen. Er lächelte, indem er dem Aechzen der vom Eisenzahn zerriebenen Bohnen zuhörte. „Das ist, kispelte er sich selbst zu, die erste Strophe ihres Festliedes.“

Bald wurde Boudier ein lebhaftes Hin- und Hergehen auf der Seite des Eszimmers

gewahrt. Seine Tochter war auf den Füßen; daran durfte er nicht mehr zweifeln, nachdem er eine nichtdenkwillende Lachsalm vernommen hatte, während die Mutter fortwährend ganz leise mahnte: „Bleib' doch still! um Gotteswillen, halte denn ein; du weckst ihn ja auf!“

Unser Freund war nun so ziemlich neugierig geworden. „Es ist nicht wie sonst, bemerkte er; es muß etwas Außerordentliches hinter dieser Wand los sein.“

Er horchte weiter: „So, jetzt ist alles parat; rühr' dich nicht, ich will ihm sagen, daß er aufstehen mag.“

Wie Frau Boudier in's Schlafzimmer trat, war ihr Mann schon daran, den Hausrock anzuziehen. . . .

Als er in's Schlafzimmer blickte, glaubte er an eine Feuersbrunst. Er schwamm gleichsam in der Beleuchtung. Er mußte die verblendeten Augen zudrücken. Denket nur: mindestens zehn Wachslichter, auf dem Kamin, auf dem Pianino, auf dem Tisch, nebst der Lampe und dem großen knisternden Feuer!

Sobald die Augen ihren Dienst wieder thun konnten, schaute er begierig um sich. Er erkannte zunächst seine Gattin, und diese nahm ihm den Kopf sogleich in beide Hände und ließ zwei große Küsse erschallen, die größten, welche je ein Mann von seiner Frau bekommen habe.

Diese Anrede war wohl eine andere werth. Allein Boudier fand keine Zeit dazu! Im Augenblick, Madame hatte ihn kaum losgelassen, als zwei niedliche Arme sich gewaltig um seinen Hals schlangen, und sich unzählige Küsse auf seine Wangen, seine Augen, seine Stirne von seitens Jeannettens niederließen.

Kein Mund hatte noch ein Wort geredet; nur die laut pochenden Herzen hatten in dem stummen Wettstreit von Familienzärtlichkeiten gesprochen.

Boudier bemühte sich, zwei große Thränen zurückzuhalten; umsonst, sie gingen ihm doch durch. Als er sie abgewischt hatte, lenkte er die Blicke auf den Tisch: derselbe war mit einem schneeweißen Tuch bedeckt, und darauf die dampfende Kaffeekanne inmitten eines wahren Kindermahles: feines Butterbrod und allerlei Backwerk.

Indeß unter all' den verschiedenen Sachen

stach, mitten auf dem Tisch, ein Gegenstand durch seine absonderliche Gestalt hervor. Boudier machte die Augen weit auf. . . . Was konnte denn das eigentlich sein? . . . Auf den ersten Blick war es nicht zu erkennen. Er beschaute das Ding von allen Seiten, blickte dabei bald seine Frau, bald seine Tochter an, gleich als wollte er sie fragen: „Das ist doch gewiß die Stückeri, welche ich vor einigen Tagen gesehen habe, dachte er; aber Pantoffels sind es keine.“

Jeannette zog ihn aus der Verlegenheit. Sie nahm mit zitternder Hand den geheimnißvollen Gegenstand und bot ihm denselben dar: — Nehmen Sie das, lieber Vater, sprach sie heftig gerührt und mit halberstickter Stimme. . . . Sehen Sie . . . es ist nicht, was Sie meinten . . . es ist ein Säckchen, eine Scheide. . . . Machen Sie's auf . . . schauen Sie . . .

Boudier gehorchte maschinenmäßig.

Er öffnet, er schaut . . .

— Mein Buch! schrie er.

Und er fiel auf einen Stuhl zurück, bleich, eine Hand auf dem Herzen, die Lippen beben, geben aber keinen Laut von sich. . . . Er sinkt um . . .

Frau und Kind stürzen herbei, halten ihn, umarmen ihn, rufen ihm zu. Seine Brust schwillt an, die Schluchzer steigen empor und bald bricht ein wahrer Thränenstrom hervor und besänftigt das Gewitter. . . .

Er hatte richtig gesehen: es war „sein Buch“!

Er legte es auf den Tisch; dann ergriff er seine Jeannette und drückte sie, wie von plötzlicher Wuth befallen, so fest in seine Arme, daß die zarten Glieder des Kindes krachten.

Sie hielt an um Gnade. Boudiers Arme ließen etwas nach, seine Liebesungen wurden erträglicher.

— Ihr macht mich sterben! murmelte er.

Als er kurz nachher wieder Meister wurde über seine Vernunft, wand er sich an seine Tochter mit Worten, worin ein wenig Beschämung, ziemlich Bedauern, sehr viel Genugthuung zu erkennen war:

— Dann hast du dein Kleid nicht! sprach er. Jeannette schlug die Augen nieder. Der Vater hatte die Bescheidenheit seiner Tochter nicht genug gekannt.

— Ich brauche es nicht, erwiderte sie einfach; weil ich aber weiß, daß Sie mir keine

Mühe machen wollen, so sprechen Sie nicht mehr davon.

Boudier bestand nicht länger darauf; man hätte aber in einem seiner feuchten Augen ein bedeutungsvolles Blinzeln bemerken können.

Wir haben wohl nicht nöthig zu erzählen, wie das edelmüthige Mädchen, in einem Aufschwung kindlicher Aufopferung und mit Zustimmung seiner Mutter, zu dem Trödler geeilt ist und die alte Schartefe gegen den Preis eines bescheidenen Rockes ausgetauscht hat.

Dafür hatte sie nun, im übermenschlichen Glücke ihres Vaters, die beste und süßeste Belohnung erhalten . . .

Kaum war das Frühstück zu Ende, so rief Boudier seine Frau beiseite. — Meine beste Freundin, sprach er, ich will dir nicht weiter erzählen, in welchem Maße das Benehmen unseres Kindes mich gerührt hat: das Andenken an diese seine That wird unter allen Erinnerungen meiner Seele stets obenan stehen, so lang ich lebe. Ich kenne sein Zartgefühl genug, um zu wissen, daß der Gedanke an das mir bereitete Glück das Kind voll und ganz belohnt. Es kann sich also unter uns nicht darum handeln, dieser Belohnung etwas beizufügen . . . Doch, daß sie ihr armes Nädchen entbehre, das nur zu denken ist mir unmöglich . . .

Indem Boudier so redete, öffnete er seine Brieftasche und holte den bewußten Fünzigfrankenschein heraus. Das Herkommen desselben theilte er seiner Frau treulich mit, und bereitwilligst gab sie dem Verbrecher eine neue Lossprechung.

— Das ist gefundenes Geld, fuhr er fort; kaufe das Kleid, und übermorgen soll es Jeannette zum Neujahrsgeschenk haben. Aber wohlverstanden! du allein mußt den Rock ihr zum Geschenk machen. Sie darf nicht einmal ahnen, daß ich irgendwie mitgeholfen habe. Ich selbst will und kann ihr nichts geben; nein, nichts. Wenn ich sogar hundert tausend Franken hätte, die für sie wären, so würde ich ihr dieselben durch eine andere Hand zukommen lassen, nicht durch mich selbst . . . Es darf nicht sein, daß es ihr einfalle, als hätte ich je versucht, das zu bezahlen, was mehr werth ist, als alles Vermögen der Welt: die Liebe eines Kindes.

Theophil Denis.

Im Jagdhaus.

Von Paul Georges.

(Mit einer Abbildung.)

Es war am Morgen des Sanct-Hubertus-tags. Die sechste Stunde hat geschlagen, und finstere Nacht herrscht noch allseits; nur die Schloßkapelle von Hobenthal ist halb erleuchtet für die Frühmesse. Der Anblick ist befremdlich und ergreifend. Die Altarkerzen sieden mit nur matten Strahlen durch das Dunkel; gerade wie ein Sternenhimmel ohne Mond. Die jungen Ministranten sind noch schläfrig und reiben sich beim Antwortgeben die Augen aus. Ich sage nicht, daß auch andere in der Versammlung dergleichen thun.

Ungeachtet der etwas ungewohnten Stunde und obschon die Kälte so ziemlich scharf ist, wie dies zum November ja paßt, hat kein einziger der Eingeladenen bei der Andachtsübung fehlen wollen. Alle sind zur Stelle; wie die Jäger, zum Besteigen der Pferde bereit, so auch die Amazonen, zwar fröstelnd, aber entschlossen und unternehmend; deren feine Gesichtszüge, infolge des frühen Aufstehens etwas bleich, zeichnen sich deutlich auf dem dunkeln Getäfel des heiligen Ortes ab.

Im ersten Rang befindet sich der Hausherr, ein alter Edelmann des Anjou, ein fleißiger Jagdliebhaber, ein liebenswürdiger und gastfreundlicher Burgherr, der im Punkte der Wachsamkeit allen mit dem Beispiel vorangeht.

Neben ihm knieet seine einzige Tochter, die Frau eines Seeoffiziers, der seit zwei Jahren abwesend ist und dessen Rückkehr man gerade auf den morgenden Tag erwartet. Die junge Gattin, welche ihren Gemahl zärtlich liebt, hatte sich anfänglich dem Jagdgesolge nicht anschließen wollen; ihr Vater hat mit Bitten nicht nachgelassen, und so, einzig und allein um ihm angenehm zu sein, wird auch sie an der Jagd theilnehmen. Uebrigens, ist das nicht ein Mittel, den langen Erwartungstag abzukürzen? Gewiß ist dies der längste aller bisher verfloffenen Tage, obgleich es auch der letzte ist. Wer ja einmal hat warten müssen, der weiß, ob ich die Wahrheit rede!

Frau von La Roche hat fünfundzwanzig Jahre. Sie ist groß, blond, schlank, ohne Magerkeit. Ihre dunkelblaue Amazonenkleidung zeichnet eine hübsche Taille, und ihr anmuthiges Gesicht wird von zwei saphirblauen Augen erleuchtet. Ihr Vater und ihr Gatte beten sie an, und jedermann in Hohenthal liebt sie.

Die Jagdhunde auch stehen parat und werden von den Rüdenknechten mit kurzen engen Hosen in Ruhe gehalten: eine kräftige und ausdrucksvolle Bewegung der Peitsche, die von Zeit zu Zeit plötzlich erhoben wird, beschwichtigt die Neigungen der Thiere zum Bellen. Dieselben, feurig, lebhaft, ungeduldig, an der Koppel zerrend, fragen sich offenbar, warum man sich so lange nicht auf den Weg macht. Der Leithund allein, ein schönes Thier von edler Rasse, dessen Ohren sich auf dem Boden fortzuschleifen, liegt ausgestreckt an der untern Chorstufe. Ruhig und ernst, wie wenn er sich seines Werthes und seiner Ueberlegenheit bewußt wäre, würdigt er seine Stammesgenossen kaum eines Blickes. Sein Führer braucht ihm nicht die Peitsche zu zeigen, um ihn in Respekt zu halten; denn er bekommt eine besondere Kost und hat einen aparten Platz im Stall, und deswegen läßt er sich nie mit dem gemeinen Hundsvolk ein. Sind die anderen der Pöbel, so ist er ein Fürst, und betrachtet man seine majestätische Haltung den anderen gegenüber, so kommt man zur Ueberzeugung, daß er es weiß.

Itē, missa est.

Der Priester wendet sich zu den Andächtigen, und segnet sie, die Hunde nicht ausgeschlossen, sind sie doch auch Geschöpfe Gottes, gerade wie alle anderen.

Man verläßt die Kapelle; rasch wird stehend gefrühstückt, und das Zeichen zum Ausrücken ertönt. Dabei herrscht zuerst im großen Hofe, am Fuße der Freitreppe, ein namenloses Gewirr. Die Hunde bellen und springen, die Knechte fluchen, die Pferde wiehern und stampfen. Bald aber ist die Ordnung hergestellt. Die Damen sind bereit. Man öffnet das Gitterthor, und der Aufzug erscheint auf der Straße, als das Tageslicht eben zu schimmern beginnt und den mit Reif bedeckten Boden erleuchtet.

Bis zum Wald geht es im Trab. Gestern hat man einen Hirsch wahrgenommen, einen alten Einsiedler, dessen furchtbare Brüche den Jägern starke Regungen in Aussicht stellen. Im Gehölz wird zunächst Halt gemacht. Der Leithund tritt an, und mit der Nase am Boden sucht er die Spur, den Führer buchstäblich nach sich fortschleppend. Es herrscht tiefe Stille. Man hört bloß das Rauschen durch das Dickicht. Der Spürhund schnaubt und erwürgt sich halb durch gewaltiges Ziehen an der Koppel. Auf einmal ertönt ein furchtbares Bellen. Es wird ins Jagdhorn gestossen, zum Zeichen, daß der Hirsch gesehen worden: derselbe, in seinem Lager entdeckt, ist aufgesprungen. Er erscheint am Rande des lichten Waldplatzes, stolz, muthig, bebend, mit gerade stehender Augenprosse, mit herrlich entwickelter Brust, mit wildem und trotzigem Blick. Eine wahre Erscheinung aus dem Mittelalter, Sanct Hubert und die märchenhaften Jagden in Wäldern mit seltsamen Bäumen darstellend. Der Hirsch betrachtet den Feind. Seine Gestalt zeigt sich fahlroth, fast schwarz in der feenhaften, weißgepuberten Umgebung, da der aufgehende Tag die schimmernde Erzfarbe auf seinen Rücken legt.

Ein Hörnerschall erschüttert ihn. Zuerst zögernd, entfernt er sich dem Niederholz entlang; dann zog er sich plötzlich in das Dickicht zurück. Die Hunde werden losgekuppelt, die Jagd beginnt; eine wahre Hölle jagd, ein windschnelles Eilen und Rennen durch die großen Alleen, wo die Pferde in wiederhallendem Galopp dahinsprengen. Die ganze Gesellschaft theilhaftig sich lebhaft an der Hetzjagd, und die junge Frau von La Roche, bislang gleichgültig und zerstreut, erwacht jetzt und, von der allgemeinen Begeisterung angehaucht, feuert ihre Gefährtinnen mit Geberde und Stimme an. Diana selbst wäre nicht flinker und rühriger.

Wir wollen die Jagd nicht in ihren Einzelheiten beschreiben. Gegen zwei Uhr ist der Hirsch in die Enge getrieben, er springt in den Teich, treibt auf dem Wasser umher und sieht seinem Untergange entgegen. Die Hunde packen ihn an den Augenprossen. Einer der Jagdtheilhaber macht ihm mit einem Messer den Garaus. Das Wild wird vertheilt und, indem die Rüdenknechte und die Hunde in

einiger Entfernung folgen, begibt man sich zum Jagdschloßchen, wo ein Imbiß aufgetragen wird. Dazu ist es auch Zeit; denn man vergeht vor Hunger, und bis nach Hohenthal sind es vier Stunden.

— Mein Jagdhäuschen! sprach lächelnd Herr v. Espérac.

Diese Benennung ist wahrlich zu bescheiden für das hübsche Schloßchen, welches hinter dem ländlichen Neußern eine bemerkenswerthe Behaglichkeit und zierliche Ausrüstung birgt. Es hat nur eine Etage. Im Erdgeschoß liegt ein großer Raum, in dessen Mitte sich der mit Schwaaren, Flaschen und Obst beladene Tisch erhebt, und im Hintergrund sieht man die lustig brennende Flamme im Kamin. Die Lieblingshunde des Hausherrn strecken sich müde und gesättigt in der Nähe des Feuers aus; ihre Schnauzen sind vom Jägerrecht noch blutig. Hinter diesem Saale liegt ein kleineres Zimmer, das den Damen zum Vouboir dient; es ist ganz einfach möblirt: ein niederer Divan im Alkoven und einige Stühle. Oben drüber zwei andere Räume mit derselben Eintheilung wie unten: ein Schlafzimmer und ein großes Cabinet. Das ist alles.

Es ist zwecklos, den Imbiß zu beschreiben: er war reichlich und durch heiteres Gespräch belebt. Gegen vier Uhr, als die Nacht bereits anbrach, gab man das Zeichen zur Abreise nach Hohenthal, wo man ungefähr um sieben Uhr ankam. Die Heimkehr vollzog sich beim Schimmer der Fackeln und in lustigem Wirrwarr, worin sich niemand zu erkennen vermochte. Ein jeder hatte übrigens Eile, auf sein Zimmer zu kommen.

Das Essen wurde gewohnheitsmäßig um acht Uhr aufgetragen. Die Gäste zu Hohenthal waren alle im Speisesaal versammelt, als ein Diener eintrat und mit Herrn v. Espérac sprach. Dieser stieß einen dumpfen Schrei aus.

— Was sagen Sie? . . . meine Tochter . . .

— Ich muß mittheilen, daß die gnädige Frau nicht zu Hause ist, erwiderte der Diener. Ihre Kammerfrau ist sogar sehr besorgt. Das Pferd der gnädigen Frau ist ganz allein zum Stall gekommen.

Herr v. Espérac wurde bleich und rieb sich die Stirne mit der Hand.

— Entschuldigen Sie mich, bitte, meine

Herrn und Damen . . . sprach er. Ich will gehen und sehen, was das zu bedeuten hat . . .

Mit dem Diener verließ er den Saal, seine Gäste ganz betäubt zurücklassend. Als er bleich und bestürzt wieder eintrat und die Nachricht von dem erstaunlichen Verschwinden bestätigte, suchte ein jeder ihn zu beruhigen.

— Fassen Sie Muth, wiederholte man. Es ist ihr ganz gewiß kein Leid widerfahren. Sie wird wohl im Jagdschloß zurückgeblieben sein. . . Wir haben sie alle dort gesehen, da sie mit uns zu Tische saß. . .

— Meine Herrschaften, versetzte der Schloßherr von Hohenthal, bitte, thun Sie hier, wie wenn Sie zu Hause wären. Speisen Sie weiter, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Ich will, das verstehen Sie ganz gut, ins Jagdhaus zurückkehren. Ich muß nach meiner Tochter suchen . . . Sie wird sich unwohl gefühlt haben . . . was weiß ich? Vielleicht war sie bei unserm Weggehen gerade eingeschlafen, obichon ich nicht begreifen kann, daß sie nicht aufgewacht sein soll, als die Knechte, welche hinter uns zurückgeblieben sind, alles wieder in Ordnung gebracht haben. Jetzt muß sie ja vor Angst sterben, mütterseelenallein im Jagdhaus, mitten im Walde . . . Man spannt an . . . ich eile, sie wiederzufinden. In zwei Stunden werden wir zurücksein, sie und ich, der eine die andere zurückbringend.

Nach drei Stunden kam er wirklich zurück, aber ohne sie. Frau v. La Roche war nicht im Jagdhaus! Man hatte überall nach ihr gerufen, im Walde hatte man auf dem Horne geblasen, man hatte die Einwohner der benachbarten Dörfer befragt, man hatte die Ufer des Teichs abgesehen. Nichts! nichts!

Unerklärlich.

Was muß das nicht für eine Nacht im Schloß zu Hohenthal gewesen sein? Ein geheimnißvoller Schrecken lag auf allen Gemüthern. Was war aus der jungen Frau geworden? War sie das Opfer eines hinterlistigen Ueberfalles geworden? Doch sie hatte ja keinen Feind, das allerliebste Geschöpf! Sie konnte keinen Feind haben! War sie im Weiber ertrunken? Das war auch vollkommen unwahrscheinlich, da man sie nach dem Abschachten des Hirsches im Jagdhaus gesehen hatte. Man mußte ja annehmen, daß sie aus freien

Stücken und allein während der Mahlzeit oder nachher dorthin zurückgegangen wäre! Dann aber wäre es in einem Anfall von Wahnsinn geschehen! Doch so urplötzlich, ohne Ursache, ohne vorhergehende Anzeichen wird man nicht wahnsinnig! Und dann, aus welchem Grunde könnte sie sich wohl ein Leid angethan haben, gerade jetzt, am Vorabend der Wiederkehr ihres Gatten, den sie so sehnsüchtig erwartete? Den betete sie an, und sie ward von ihm angebetet! Nein, nein! noch einmal, das war durchaus unwahrscheinlich. Daher auch redete man bloß beiläufig von dieser Möglichkeit, während das geheimnißvolle Ereigniß tausenderlei Vermuthungen aufkommen ließ.

Bei Tagesanbruch war bereits alles in Bewegung. Von den Dienern und Gästen waren die einen in den Wald zurückgekehrt, die anderen streiften die Umgegend durch. Die Nachricht verbreitete sich schnell im ganzen Lande: eine allgemeine Bestürzung. Es wurde eine Treibjagd veranstaltet. Man mußte sich sagen, daß die junge Frau schließlich doch aufgefunden werden mußte, todt oder lebendig. Allein gegen Mittag sah man die jungen Leute wiederkommen, müde und entmuthigt. Niemand hatte was gefunden!

Inmitten der betrübten Trostlosigkeit sah man auf einmal einen Stadtwagen vor der Freitreppe anfahren. Ein Seeoffizier stieg aus, schwang sich pfeilschnell die Stufen empor, betrat das Schloß, wie wenn er dort zu Hause wäre und rief den ihm Begegnenden lustig zu:

— Wo sind sie? wo sind sie? . . . Wie kommt es, daß ich niemand am Bahnhof getroffen habe? . . .

— Herr Gaston! es ist Herr Gaston! wiederholten die verstörten Bedienten, indem sie alle nacheinander dem Seemann aus dem Wege gingen; denn keiner hatte das Herz, ihm die unglückliche Nachricht mitzutheilen.

Das war der Gatte der Frau v. La Roche. Bei dem überraschenden Vorfall hatte man ihn so wie so vergessen. Da niemand am Bahnhof gewesen, hatte er einen Wagen gemiethet und war herbeigeeilt.

— Wie! . . . was soll das? . . . wieder einer verschwindet! . . . Ei! liegt denn eine Fallbrücke hinter all' den Leuten da!

Wie er die große Treppe emporstieg und

den Hausgang durchschritt, schlossen sich die halbgeöffneten Thüren ihm vor der Nase zu. Er kam bis zur Thüre des Zimmers seiner Frau. Dort fand er Herrn v. Espérac stehend, bleich, träumerisch, mit verweinten Augen... Er ahnte ein Unglück.

— Jeanne! schrie er.

Da sein Schwiegervater ihm nicht rasch genug antwortete, schob er ihn mit Gewalt auf die Seite, stürzte in das Zimmer und, niemand dort findend:

— Gestorben! . . . schrie er wieder.

Der unglückliche Vater erhob die Augen zum Himmel.

— Ich weiß es nicht! antwortete er mit erstickter Stimme. Auf meine Ehre, ärmstes Kind, ich weiß es nicht.

Jetzt begann er, eilig zu erzählen.

— Gestern . . . es war gestern . . . Die Jagd . . . Das Jagdhaus . . . Jeanne verschwunden...

Der Offizier, außer Athem, hörte zu, wußte aber nicht, ob er recht verstand. Als er im Klaren war, schüttelte er sich, gleich als wollte er den gräßlichen Alp von sich schleudern.

— Man muß gehen, eilen, suchen! . . .

Man erzählte ihm alle schon gemachten Versuche, die im Niederholz veranstaltete Treibjagd, das Absuchen des Weiher's.

— Ah! da weiß ich sie wohl zu finden, ich! rief er mit jenem übermenschlichen Vertrauen, das nur die Jugend und die Liebe geben können.

Aber leider! weder Jugend noch Liebe, so scheint es, führen unfehlbar zum Ziele. Wie in der Nacht, so auch bei hellem Tage verrieth der Wald sein Geheimniß nicht. Das Jagdhaus wurde auf's neue durchsucht, ein Zimmer nach dem andern, löste aber das Räthsel nicht.

In der allgemeinen Verwirrung erschien nun auch in Hohenthal das Gericht, vertreten durch einen jungen Substituten des kaiserlichen Staatsanwaltes. Das wunderliche Verschwinden der Frau v. La Roche war bis nach Angers gekommen, und die Staatsanwaltschaft sah sich veranlaßt, eine Untersuchung einzuleiten.

Dieser Substitut war gerade ein alter Studienkamerad des Gaston v. La Roche. Der Seemann war mit ihm befreundet geblieben.

Dieser Umstand hinderte den Beamten aber keineswegs, die Untersuchung recht gründlich und streng durchzuführen. Sämmtliche Gäste von Hohenthal wurden nacheinander ausgefragt, und mußten sie deswegen ihre Abreise aufschieben; auch Herr v. Espérac, die Dienerschaft und die Bevölkerung der Dörfer wurden ins Verhör genommen. Er stellte die verhänglichsten Fragen und wagte sogar gewisse Vermuthungen auszusprechen, durch die er den geheimsten Gedanken eines jeden auf den Grund kommen wollte. Niemand störte sich daran, und niemand fühlte sich beleidigt; denn man weiß, daß eine Magistratsperson keine Empfindlichkeit schonen darf. Wenn es einem Beamten nicht verboten ist, sich in seinen Amtsverrichtungen zuvorkommend zu zeigen, so ist ihm wenigstens nicht erlaubt, Rücksicht auf die hohe und ehrenhafte Stellung der vor ihm erscheinenden Personen oder auf Freundschaftsverhältnisse mit den Leuten im Hause, wo die Enquête stattfindet, zu nehmen. Die Gerechtigkeit muß unbeweglich und unerbittlich sein.

Aus der Untersuchung ergab sich für den Substituten, daß am Tode der Frau v. La Roche niemand ein Interesse habe, und daß ihr plötzliches Verschwinden lediglich einem Unglücksfall, nicht einem Verbrechen, zuzuschreiben sei.

Drei Tage, drei sterbenslange Tage vergingen so ohne weiteres Resultat. Das Geheimniß schien die Geschichte mit einem ewigen Schleier umhüllen zu wollen.

Am vierten Tage hatten Gaston und der Staatsanwaltsvertreter gewohnheitsmäßig ihre Schritte dem Walde zugewendet; einmal dort angelangt, führte sie der Spaziergang ganz natürlich zum Teich. Die Sonne war frühe aufgegangen, der Reif wich unter ihren Strahlen; die Dünste, wie das in solchen Fällen fast immer geschieht, erhoben sich vom Erdboden und verwandelten sich in dichte und drohende Wolken. Der Wald war düster, und der Wind brauste weheklagend zwischen den gänzlich entblätterten Bäumen, deren Laub den Boden mit einem dicken, gelbrothen und feuchten Teppich bedeckte. Die todtten Zweige krachten unter den Füßen der beiden Spaziergänger, die nebeneinander hermarschierten, ohne viel zu sprechen: der eine traurig, tiefsinnig, wie vom

Schmerz betäubt; der andere, die Trauer schonend, da kein menschliches Wort sie trösten konnte.

Im Augenblick, da sie zum Teich kamen, begann es zu regnen, ein großer Gewitterregen, der das faulende Wasser unter den Weiden peitschte und die glattweißen Stämme der Birken mit dunkleren Streifen bemalte; eine wahre Wasserhose, die, vom Sturmwind getrieben, rasend auf dem stillen Weiher wirbelte, und die beiden Männer beinahe in den Abgrund des Teiches riß, der auf einmal einem stürmischen Meere ähnlich geworden. Im selben Augenblick klammerten sich die beiden Freunde an die Bäume des Ufers und, als sie wieder zu Athem kamen, rief Gaston, der durch diesen heftigen Stoß aus der Fühllosigkeit, worin sein Leib und seine Seele seit vier Tagen erstarrt waren, aufgeschreckt worden:

— Freund, wir müssen schnell zum Jagdhaus und dort Schutz suchen....

Und sie gingen mühsam, unter dem Stosswind gebeugt, vom Regen verblindet, vom Lärm der krachenden Nester betäubt, zwischen den hohen Baumstämmen dahingleitend; nach einer langen Viertelstunde kamen sie zur lichten Waldstelle, wo sich das Jagdhaus erhob. Es war die höchste Zeit: im Augenblicke, da sie eiligst eintraten und hinter sich die Thüre zumachten, brach das Gewitter erst recht los, und zwar mit einer fürchterlichen Heftigkeit, wie die herbstlichen Orkane bisweilen auftreten und die Bäume abbrechen und den Wald mit Trümmern anfüllen. Wer in das wüthende Gewitter gerathen wäre, hätte das Schlimmste zu gewärtigen gehabt.

Die beiden Freunde athmeten deshalb frei auf, und Herr v. La Roche beeilte sich, im untern Saale Licht und Feuer anzuzünden, um seine und des Freundes Kleider zu trocknen. Das war keine zwecklose Mühe, denn sie waren beide bis auf die Haut durchnäßt. Während draußen das Wetter tobte, das Niederholz krümmte und die Eichbäume ausriß, setzten sie sich zum Feuer, um das Nachlassen des Windes und des Regens abzuwarten. Durch die angenehme Wärme neu belebt, plauderten sie nun ganz vertraulich miteinander. Gaston erzählte von seinen Reisen, von seiner Hochzeit; wie das liebe, betrauerte Geschöpf so gut, so ver-